



Jannis Panagiotidis

**Postsowjetische
Migration
in Deutschland**

Eine Einführung

Mit einem Vorwort
von Sergey Lagodinsky

BELTZ JUVENTA

Jannis Panagiotidis
Postsowjetische Migration in Deutschland

Jannis Panagiotidis

Postsowjetische Migration in Deutschland

Eine Einführung

Mit einem Vorwort von Sergey Lagodinsky

BELTZ JUVENTA

Der Autor

Jannis Panagiotidis ist wissenschaftlicher Geschäftsführer am Research Center for the History of Transformations (RECET) der Universität Wien. Von 2014 bis 2020 war er Juniorprofessor für Migration und Integration der Russlanddeutschen am Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS) der Universität Osnabrück.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme.



Dieses Buch ist erhältlich als:

ISBN 978-3-7799-3913-9 Print

ISBN 978-3-7799-5129-2 E-Book (PDF)

1. Auflage 2021

© 2021 Beltz Juventa

in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel

Werderstraße 10, 69469 Weinheim

Alle Rechte vorbehalten

Herstellung und Satz: Ulrike Poppel

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza

Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor_innen und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

Inhalt

Vorwort	9
Danksagungen	13
Einleitung	17
Wer sind die postsowjetischen Migranten?	17
Ansätze, Methoden und Quellen	21
Reflexionen zur Position des Autors	23
Kapitel 1	
Die sowjetische Geschichte der postsowjetischen Migration	27
Diasporaminderheiten in der Sowjetunion	28
Der Zweite Weltkrieg	30
Die Nachkriegszeit zwischen Assimilation und Ablösung	33
Der Übergang zur postsowjetischen Migration	37
Kapitel 2	
Aufnahme- und Integrationsregime	42
Grundlagen der (Spät-)Aussiedleraufnahme	43
Die Schaffung der Kontingentflüchtlinge	47
Integrationsprogramme und ihre Paradigmen	52
Kapitel 3	
Sozioökonomische Integration	56
Integrationsvoraussetzungen	59
Bildungsprofil	61
Erwerb, Erwerbslosigkeit und Beschäftigungsstruktur	63
Einkommen und Transferleistungen	70
Fazit	79
Kapitel 4	
Postsowjetische Migranten im Raum	81
Siedlungskonzentration und Steuerungsmechanismen	81
Verteilung im Bund	85
	5

Verteilung in Bundesländern und nach Landkreisen	91
Verteilung zwischen Groß- und Kleinstädten	95
Verteilung in Städten	102
Typologie von Stadtteilen	110
Fazit	114
Kapitel 5	
Sprachgebrauch, Identifikationen und Namensgebung	116
Wie „russischsprachig“ ist postsowjetische Migration?	119
Identifikationen	123
Namensgebung und Zugehörigkeit	133
Fazit	141
Kapitel 6	
Fremdwahrnehmungen und Vorurteile	142
Vorurteile gegen Russlanddeutsche	143
Stereotype über postsowjetische Juden	152
Postsowjetische Migration und rassistische Gewalt	156
Fazit	158
Kapitel 7	
Politische Einstellungen	159
Der „Fall Lisa“ und seine Folgen	159
„Putins fünfte Kolonne“? – Das Verhältnis zu Russland	161
„Alternative für Russlanddeutschland“? Repräsentative Wahldaten	166
„Rechtsruck in Klein-Moskau“? – Lokalstudien	173
Postsowjetische Juden und die AfD	184
Fazit	188
Kapitel 8	
Postsowjetische Lebenswelten in Deutschland und transnational	190
Russlanddeutsche Milieus	191
Migrantische Selbstorganisationen von Russlanddeutschen	194
Russlanddeutsche Religiöse Gemeinden	195
Jüdische Gemeinden und Lebenswelten	201
Russischsprachige Orte und Verbände	203

Alltagspraktiken: Wohnen, Essen und Musik	206
Freundeskreise und Partnerwahl	211
Transnationalismus und Diaspora	216
Fazit	222
Fazit	
Postsowjetische Migration und bundesdeutsche Migrationsgesellschaft	223
Bibliografie	230
Interviews	230
Rechtsquellen	230
Sekundärliteratur	231

Vorwort

Dieses Buch ist die bisher ausführlichste Untersuchung des Phänomens, dass die meisten in Deutschland beharrlich „die Russen“ nennen. Bevor wir nach Deutschland kamen, waren wir keine: Wir waren Juden und Deutsche, ukrainische, kasachische und ja, gelegentlich auch russische Staatsbürger. Wir waren Lehrerinnen und Handwerker, Facharbeiter und Ärztinnen. Wir waren Männer und Frauen und manche sicherlich auch dazwischen. Genau genommen sind wir vieles davon auch nach der Einwanderung geblieben oder geworden. Doch der vorherrschende mediale und mentale Drang nach Vermengung hat uns, die diversen ehemaligen Sowjetbürger und ihre Nachkommen, durch die Wahrnehmung der deutschen Gesellschaft homogenisiert. Die Perspektive unserer neuen Heimat auf uns machte uns zu einer migrantischen H-Milch: weiß, persistent und in jedem Supermarkt anzutreffen. Von ALDI bis KaDeWe: die „H-Russen“ scheinen überall zu sein.

Die meisten von uns kamen Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre nach Deutschland. Wir waren es, die mit unseren Jogginghosen und zu groß geratenen Daunenjacken die langweilige C&A-Mode des Westens noch mehr aufmischten, als es die früheren DDR-Bürger taten. Wir befreiten die farbenfrohe Schminke aus der Gefangenschaft des Straßenstrichs und brachten sie zusammen mit der Russenhocke auf die Straßen des deutschen Mainstreams. Doch wir waren auch die strengen Klavierlehrerinnen der deutschen Kinder, die fleißigen Volkswagen-Facharbeiter und die angenehm nahbaren Ärztinnen, die keine teuren Monitore brauchten, um die Krankheiten ihrer Patientinnen und Patienten zu erkennen. Wenn ich auf die ersten Deutschland-Fotos von mir und meiner Familie schaue, sehe ich diese Ambivalenz: Ärzte und Ingenieure, eine Schulleiterin und einen Schiffsbaukonstrukteur, die allesamt so aussehen, als wären sie gerade aus einem Mars-Raumschiff am Hamburger Rathausmarkt abgestiegen. Die Blicke wirken verloren, die Outfits deplatziert. Wir kamen mit selbst genähten Stofftaschen an und stürzten uns in den Kampfalltag. Wir haben uns umgezogen und umtrainiert, Sprachen gelernt und Unis abgeschlossen: Hallo Deutschland, wir sind da!

Doch jahrelang hat Deutschland sich an anderen „Migranten“ abgearbeitet, sich über andere gestritten und vor anderen gefürchtet. Über uns, die H-Russen, hat höchstens die Nachbarschaft unserer Wohnheime geschimpft. Und auch das nur, bis wir unsere Wohnungen mit oder ohne Wohnberechtigungsschein bezogen haben. Ab dann verschwanden wir endgültig aus dem Problembewusstsein der frisch vereinigten deutschen „Nation“, bis ...

Bis eines Tages eine junge Frau Lisa F. Schulprobleme bekam und aus Angst

vor elterlichem Zorn bei einer Bekanntschaft übernachtete. Ihren Eltern erzählte sie, sie sei von Flüchtlingen festgehalten und vergewaltigt worden. Der Vorfall rief NPD, den Ersten russischen Fernsehkanal und zahlreiche russischsprachige Demonstrierende auf den Plan und auf die deutschen Straßen. Deutschland horchte auf. Die H-Russen waren wieder da. Der Rest ist Geschichte. Auch diese Geschichte erzählt und analysiert Jannis Panagiotidis in diesem Buch.

Mit dem Fall von Lisa aus Berlin-Marzahn haben „wir“ uns wieder gemeldet. Und zwar in unserer hässlichen, Kreml-affinen und flüchtlingsfeindlichen Gestalt. Plötzlich haben wir die Gesellschaft nicht wie früher bloß mit unserem Erscheinungsbild irritiert, sondern mit „unseren“ Gedanken gefährdet. Seitdem sind die „H-Russen“ episodisch immer wieder da, wahlweise als Agenten des Kremls, rechtspopulistische Wähler, terrorisierende Tschetschenen oder betrügerische Pflegedienste. Über uns wird so geredet, wie man sich über andere Gruppen öffentlich kaum zu reden trauen würde: „Russische Pflege-Mafia“ markieren die Zeitungen und Staatsanwaltschaften alle Pflegeeinrichtungen pauschal. „Sie kommen mit einem deutschen Schäferhund“ wurde über die stolzen heimkehrenden Aussiedlerinnen und Aussiedler geschrieben.

Aber auch das sind bloß Episoden! „Russischsprachige“ Migrant*innen sind als dauerhafte Akteure der Diskussion über den Aufbau des neuen deutschen „Wir“ weiterhin nicht vorhanden. Im Gegensatz zu anderen großen Migrantengruppen sind die „Russischsprachigen“, obwohl zahlenmäßig genauso stark, kein wahrnehmbarer gesamtgesellschaftlicher Faktor. Weder in den Köpfen der Mehrheitsgesellschaft noch in ihren eigenen Köpfen. Die Lehre aus dieser Sequenz zwischen Unsichtbarkeit und Sichtbarkeit ist gefährlicher als man denkt: In dieser unserer deutschen Gesellschaft, richtet sich der Anteil der Aufmerksamkeit für „migrantische Kollektive“ nach dem zugeschriebenen Problempotenzial oder einfach nur Ängsten. Als Migrant existierst Du nur als „Problem-migrant“.

Dieses Buch ist ein Versuch, diesen Teufelskreis zu durchbrechen, das schier Unmögliche zu leisten: Postsowjetische Migranten aus dem Kerker der Unsichtbarkeit zu holen und zugleich nicht zu zwangsproblematisieren. Vielleicht muss man dazu, wie der Autor dieses Buches, sowohl Wissenschaftler als auch persönlich Insider sein, mit uns „Russen“ Seit an Seit aufgewachsen sein.

Vielleicht muss man dafür aber auch ein notorisch optimistischer Forscher sein – der Versuch könnte sich als untauglich erweisen. Denn die Ursachen für unsere gesellschaftspolitische Unsichtbarkeit als Gruppe könnten sowohl in den tiefen Strukturen der bundesrepublikanischen Identität als auch in der Komplexität unserer Gruppe „der Postsowjetischen“ selbst liegen.

Aus der Perspektive der Mehrheitsgesellschaft fallen wir nicht auf, weil unsere Existenzberechtigung in Deutschland aus der Sicht der Mehrheitsgesellschaft an gefestigte ureigene Narrative dieser Gesellschaft anknüpft. Die drei wichtigsten gesellschaftspolitischen Gruppen der russischsprachigen Migranten

– die Deutschen aus Russland (Spät-/Aussiedler), die jüdischen Zuwanderer und die politisch-kulturellen Dissidenten aus Russland – ordnen sich nahtlos in vorhandene Diskurse der bundesrepublikanischen Gesellschaft über sich selbst ein: die Migration der Deutschen aus Russland in das Narrativ über „Krieg und Vertreibung“, die Zuwanderung der jüdischen Migranten in die „Aufarbeitung der Holocaust-Geschichte“, die russischen Kultur-Dissidenten in das Narrativ über Systemkonkurrenz zwischen Freiheit (Europa) und Autoritarismus (Putin). In allen diesen Narrativen spielen die russischsprachigen Zuwanderer eine organische Nebenrolle. Sie fügen sich in die vorhandenen gesamtdeutschen Identitäten hinein. Alle drei Narrative erschüttern und irritieren Deutschland nicht annähernd im selben Maße, wie die (angeblich) explosive Frage des kulturellen Clashes und Fantasien der „Eigenbedrohung“ durch „den Islam“ oder „die Einwanderung aus Afrika“. Im Gegensatz zu anderen Gruppen waren wir (wenn auch mit Abstrichen) hier gewollt, konnten zumindest unsere Koffer packen und in Flieger steigen, statt zu Fuß oder auf Booten das Mittelmeer und einen Kontinent zu durchqueren. Und unsere Existenz hier wirkt für die Mehrheit nicht bedrohlich, sondern sogar etwas heimisch.

Zugleich wurzelt diese Unsichtbarkeit auch in uns selbst, in unserer gewählten Sprachlosigkeit. Die größte Ursache dafür – der Wille und die Möglichkeit, sich selbst aufzulösen. Mit einigen markanten Ausnahmen geht es den „H-Russen“ selbst in der großen Breite um eine kulturelle und ja, langfristig auch religiöse Selbstaufgabe. Auch wenn es in der ersten Generation nicht immer so aussieht, perspektivisch ist diese Option für die meisten akzeptabel. Die kulturellen oder religiösen Hürden der Aufnahmegesellschaft für die als „weiß“ wahrgenommenen Zuwanderer sind niedrig. Wenn nicht für sich selbst, so zumindest für ihre Kinder, geht es den meisten Russischsprachigen nicht nur darum, deutsch zu leben, sondern „deutsch zu sein“. Bei Deutschen aus Russland ist diese Einstellung ausdrücklich: Ich erinnere mich an Podien mit Vertretern ihrer Landsmannschaft, in denen sie mich und das Publikum mit Verve, starkem russischem Akzent und Sprachfehlern ultimativ aufforderten, sie nicht als „russischsprachig“ zu bezeichnen. Diese Szenen kann man belächeln, sie offenbaren aber einen wichtigen Aspekt der eigenen Zielidentität und ein Selbstbewusstsein des Zugehörens. Dieses ausdrückliche Selbstverständnis von vielen Deutschen aus Russland ist unausgesprochen auch bei vielen jüdischen Zuwanderern vorhanden: Sie wirken anders, wollen aber nicht anders sein. Die „H-Milch-Russen“ wollen sich im Teig der deutschen Gesellschaft auflösen.

Es ist diese Einstellung der freiwilligen Sprachlosigkeit, die auch dafür sorgt, dass die numerische Stärke der postsowjetischen Migrant*innen sich nicht in gesellschaftspolitische Ambitionen übersetzt. Mehr noch, es gibt eine bewusste Entscheidung der größten Zuwanderungsgruppe, den Deutschen aus Russland, sich nicht als „Migranten“ zu sehen und daher auch keine ebenbürtige Kooperation mit anderen „russischsprachigen“ Gruppen in Deutschland einzugehen,

keine aktive Rolle im Migrations- und Inklusionsdiskurs der deutschen Gesellschaft zu spielen. Diese Abhebung der größten Teilgruppe zersplittert das Potenzial und macht die H-Russen zu dem, was sie heute sind: ein kulturelles Kuriosum mit einem großen gesamtgesellschaftlichen Beitrag, aber ohne eine gefestigte gesellschaftspolitische Identität und somit ohne eine wahrnehmbare Rolle in Debatten und Politik.

Die Diagnose ist eine überraschend einfache: Während in Deutschland hoch und runter über Integration und Inklusion gestritten wird, findet unbemerkt von der Öffentlichkeit hier ein anderes Experiment mit einer der größten Einwanderungsgruppen statt – das Experiment der Assimilation. Und diese Untersuchung zeigt, dass wir nach dreißig Jahren ein Zwischenfazit ziehen können: Das Experiment ist größtenteils gelungen. Auf der Strecke bleiben dennoch zahlreiche ungelöste politische Forderungen und Perspektiven von Absicherung im Alter, über die angemessene Jugendarbeit, oder die Anerkennung der beruflichen Qualifikationen (Kapitel 2 und 3). Vor allem bleibt durch den Weg der Assimilation die vormigrantische Vergangenheit oft unerzählt und aberkannt, was für viele Zuwanderer eine biografische Abwertung im neuen Land bedeutet. Das sind Folgen der selbstgewählten kollektiven Sprachlosigkeit im gesellschaftlichen Diskurs. Dass diese Sprachlosigkeit riskant sein kann, zeigen die hohen (wenn auch nicht dramatischen) Werte der AfD-Wähler*innen (Kapitel 7). Was unerzählt und ungehört bleibt, findet seine überraschenden Wege in Form von Komplexen und Überkompensationen.

Die vorliegende Untersuchung von Jannis Panagiotidis zeigt das natürliche Ergebnis der Assimilation: Die selbstgewählte Sprachlosigkeit und aufoktroierte Unsichtbarkeit der Gruppe der „Postsowjetischen“ wird dem eigentlichen Beitrag dieser Gruppe für die heutige deutsche Gesellschaft nicht gerecht. Dieser Beitrag geht weit über Helene Fischers Weihnachtsshow-Kitsch und Wladimir Kaminers Russendisko hinaus. Der wichtige Mehrwert dieses Buches ist, unsere Unsichtbarkeit zu durchbrechen.

Sergey Lagodinsky

Mitglied des Europäischen Parlaments für Bündnis 90/Die Grünen

Oktober 2020

Danksagungen

Die Initiative für dieses Buch geht auf Magdalena Herzog vom Verlag Beltz Juventa zurück, die mich im August 2017 mit der Idee für ein Überblickswerk zur postsowjetischen Migration in Deutschland kontaktierte. Sie meinte, dass es ein solches Buch noch nicht gebe und es sich lohnen könnte, es zu verfassen. Sie hatte recht.

Im Ergebnis ist diese Arbeit eine Bilanz von fast sechs Jahren Tätigkeit als Juniorprofessor für Migration und Integration der Russlanddeutschen am Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS) der Universität Osnabrück. Dort hatte ich die Möglichkeit, mich in einem interdisziplinären Umfeld mit der Migrationsforschung in allen ihren Facetten und disziplinären Verästelungen vertraut zu machen. Diese verschiedenen theoretischen und methodischen Inputs vor allem aus der Sozialgeografie, der Kulturwissenschaft und der Erziehungswissenschaft haben meinen Zugang zu diesem Buch geformt, welches wohl nur an einem besonderen Ort wie dem IMIS in dieser Form entstehen konnte. Dafür gilt allen Kolleginnen und Kollegen, mit denen ich in den vergangenen Jahren zu tun hatte, mein ganz herzlicher Dank, ohne sie alle beim Namen nennen zu können. Besonders hervorheben möchte ich allerdings Jochen Oltmer, dem es zu verdanken ist, dass diese Stelle überhaupt am IMIS eingerichtet wurde. Dies geschah mit Mitteln der Bundesbeauftragten für Kultur und Medien (BKM), die mich ebenso wie die Universität Osnabrück in meiner Forschungsarbeit großzügig finanziell unterstützte.

In vielerlei Hinsicht ist dieses Buch ein Ergebnis von Teamwork. Vieles von dem, was ich hier schreibe, habe ich in Kooperation mit Kolleginnen und Kollegen verschiedener Disziplinen erforscht. Kapitel 6 zu Fremdwahrnehmungen und Vorurteilen basiert in großen Teilen auf einer gemeinsamen früheren Publikation mit Wassilis Kassis und Patricia Heller aus den Erziehungswissenschaften. Dies gilt insbesondere für die dort vorgenommenen quantitativen Analysen. Ich danke meinen Ko-Autoren und dem Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE), in dessen Jahrbuch der ursprüngliche Artikel erschien, für die Genehmigung zur erneuten Verwendung. Kapitel 7 zu politischen Einstellungen basiert größtenteils auf einem gemeinsamen Forschungsprojekt mit dem Politikwissenschaftler Peter Doerschler von der Bloomsburg University in Pennsylvania, USA. Dieses nahm seinen Anfang während seines Gastaufenthaltes am IMIS im Jahr 2016. Ich bin sehr dankbar dafür, unsere gemeinsam gewonnenen Erkenntnisse in diesem Buch verarbeiten zu dürfen.

Jenseits solcher direkten gemeinsamen Forschungsprojekte habe ich aber

über die Jahre auch von vielen Gesprächen mit Kolleginnen und Kollegen profitiert, die im Feld der postsowjetischen Migration unterwegs sind. Viele von ihnen finden sich mit ihren Arbeiten auch in der Bibliografie wieder. Allen voran ist Anna Flack zu nennen, die seit 2015 wissenschaftliche Mitarbeiterin an meiner Professur ist und von der ich viel über kulturwissenschaftliche Perspektiven auf postsowjetische und speziell russlanddeutsche Migration gelernt habe. Mit Hans-Christian Petersen vom BKGE in Oldenburg pflegte ich in all den Jahren einen regen Austausch über alle möglichen Aspekte der russlanddeutschen Geschichte und Gegenwart. Sehr profitiert habe ich auch von der Zusammenarbeit mit Gesine Wallem, die 2016 als Gast am IMIS weilte und mich in der letzten Phase des Schreibprozesses mit einem hervorragenden sprachlichen und inhaltlichen Lektorat unterstützte. In alphabetischer Reihenfolge möchte ich außerdem (und ohne Anspruch auf Vollständigkeit) dankend erwähnen: Dmitrij Belkin, Victor Dönninghaus, Kornelius Ens, Achim Goerres, Tatjana Golova, Darja Klingenberg, Viktor Krieger, Katharina Neufeld und Natalja Salnikova.

Im IMIS hatte ich hervorragende technische Unterstützung bei der Erstellung dieses Buches. Lukas Hennies und Jessica Wehner produzierten die in Kapitel 4 abgebildeten Karten. Mit der Recherche und Beschaffung von Literatur waren über die Jahre mehrere studentische Hilfskräfte betraut, die meine Arbeit sehr erleichterten. Mein besonderer Dank geht an Lars Kravagna für seine Bibliografearbeit.

Außerhalb des IMIS bin ich städtischen Statistikämtern in der ganzen Bundesrepublik zu Dank verpflichtet, dass sie meine Datenanfragen zügig und kompetent umsetzten und mir so die Grundlage für die lokalen Analysen in den Kapiteln 4 und 7 lieferten. Hervorheben möchte ich Frank Westholt vom Statistikamt in Osnabrück, der mich nicht nur mit Daten, sondern auch mit methodischem Input zu Gini-Koeffizienten und Lokationsquotienten versorgte.

Dieses Buch wäre in dieser Form auch nicht entstanden ohne die Bereitschaft vieler meiner Studierenden mit postsowjetischem Migrationshintergrund, ihrem Dozenten ein Interview zu geben. Dies ist nicht selbstverständlich, weswegen ich ihre Offenheit umso mehr zu schätzen weiß. Ihnen gilt meine Dankbarkeit, genauso wie all den anderen Menschen aus der ehemaligen Sowjetunion, mit denen ich im Laufe der Jahre formelle Interviews und informelle Gespräche geführt habe und die so meinen Blick auf das Feld „postsowjetische Migration“ geformt haben. Ein besonderer Dank gebührt außerdem meiner Mutter Margarete Panagiotidis, die sich am Telefon geduldig meine Ideen für Kapitel anhörte, immer wieder Impulse aus ihrer eigenen Erfahrung als Lehrerin mit russlanddeutschen Schülern und Eltern einbrachte und mitten im (bisher ersten und hoffentlich einzigen) Corona-Lockdown das zweisprachig deutsch-russische Schild des Königreichssaals der Korbacher Zeugen Jehovas fotografierte, das in diesem Buch abgedruckt ist.

Die finale Schreibphase dieses Buches fiel mit genau diesem Corona-Lock-

down zusammen – eine Zeit, in der wir erfuhren, dass Universitätsangestellte zwar systemrelevant genug für ein „normales“ Semester mit voller Lehrverpflichtung sind, aber nicht für einen Anspruch auf Kinderbetreuung. Umso wertvoller war die Unterstützung im „Homeoffice“ durch meine Partnerin Eva Garcia Moran, die mich nicht nur immer wieder an die Deadline erinnerte, sondern mir auch bei einem bedeutenden Teil der quantitativen Forschungen in den Kapiteln 4 und 7 behilflich war. Greta Panagiotidis Garcia wiederum hielt mich mit ihrem (fast) immer sonnigen Gemüt bei Laune und ertrug ihrerseits meine angesichts ausgedehnter Nachtschichten nicht immer nur fröhliche Stimmung. Dafür, dass wir gemeinsam durch diese nicht ganz einfache Zeit gekommen sind, widme ich ihnen dieses Buch.

Einleitung

Wer sind die postsowjetischen Migranten?

Postsowjetische Migranten sind die größte Zuwanderungsgruppe in der heutigen Bundesrepublik.¹ Laut Mikrozensus lebten im Jahr 2018 fast 3,5 Millionen Menschen mit Migrationshintergrund aus der ehemaligen Sowjetunion in Deutschland, 2,73 Millionen von ihnen mit eigener Migrationserfahrung.² Ihre Hauptherkunftsländer sind die Russische Föderation (~39 %), Kasachstan (~35 %) und die Ukraine (~10 %) (Mikrozensus 2018, Tabelle 2I). Hinter diesen Zahlen verbergen sich heterogene Migrationsphänomene und -gruppen. Zentral geht es um zwei größere ethno-administrative Kategorien von Migranten, die über ihre ethnische Zugehörigkeit im sowjetischen Vielvölkerreich und ihre Kategorisierung durch das bundesdeutsche Aufnahmeregime definiert sind. Zum einen sind dies gut 2,5 Millionen Russlanddeutsche und ihre Familienangehörigen, die von der Bundesrepublik Deutschland als (Spät-)Aussiedler aufgenommen wurden.³ Zum anderen sind dies ca. 220.000 ehemalige Sowjetbürger jüdischer Herkunft und ihre Familienangehörigen, die Aufnahme als Kontingentflüchtlinge fanden.⁴ Beide Migrationsbewegungen fanden schwerpunktmäßig zwischen Ende der

-
- 1 Ich verzichte in diesem Buch auf das Gender-Sternchen, Gender-Gap oder Binnen-I (außer natürlich, diese werden in zitierten Passagen verwendet). Generische Maskulina, wie z. B. „Migranten“, umfassen alle Geschlechter. Wo geschlechtliche Differenzierungen von Bedeutung sind, ist dies eindeutig sprachlich gekennzeichnet.
 - 2 In Deutschland geborene Personen mit deutscher Staatsbürgerschaft werden im Mikrozensus nur dann als „mit Migrationshintergrund“ erfasst, wenn sie mit ihren zugewanderten Eltern im selben Haushalt leben. Die zweite Generation postsowjetischer Migranten, von denen die meisten deutsche Staatsbürger sind, ist somit systematisch untererfasst und die Zahl von 3,5 Millionen entsprechend als Mindestwert zu betrachten.
 - 3 Bis Ende 1992 hieß die Rechtskategorie zur Aufnahme von „deutschen Volkszugehörigen“ aus der (ehemaligen) Sowjetunion und anderen osteuropäischen Staaten „Aussiedler“, seitdem „Spätaussiedler“. Die Klammerform (Spät-)Aussiedler bringt zum Ausdruck, dass Russlanddeutsche in beide Kategorien fallen. Da die Mehrzahl der russlanddeutschen Zuwanderer in die Kategorie „Spätaussiedler“ fällt und dieser Begriff auch im allgemeinen Sprachgebrauch stark mit dieser Gruppe assoziiert ist, werde ich in der Folge auch ohne Klammern von „Spätaussiedlern“ sprechen, wobei damit Aussiedler der früheren Phase ebenso gemeint sind wie Familienangehörige, die keinen eigenen Spätaussiedlerstatus erhielten (vgl. auch Kapitel 2).
 - 4 Die Zahlen zu Spätaussiedlern und Kontingentflüchtlingen beziehen sich jeweils auf die Zuzugsstatistiken und sind nicht gleichzusetzen mit der Anzahl der diesen Kategorien zugehörigen Menschen, die aktuell in Deutschland leben. Gleichwohl bekommen wir so einen Eindruck von den Größenverhältnissen, um die es hier geht.

1980er Jahre und Mitte der „Nullerjahre“ des 21. Jahrhunderts statt. Weitere, zahlenmäßig weniger umfangreiche Migrationsbewegungen aus dem postsowjetischen Raum fallen in die Kategorien von Bildungsmigration, Heiratsmigration und hochqualifizierter Arbeitsmigration, zuletzt auch zunehmend von Fluchtmigration, v. a. aus Tschetschenien und dem Transkaukasus. Auch manche aus der UdSSR stammende Pontosgriechen, die zu Beginn der 1990er Jahre Staatsbürger Griechenlands oder Zyperns wurden, finden in den letzten Jahren als freizügige EU-Bürger den Weg nach Deutschland.

Dieses Buch ist der erste Versuch, das Phänomen der postsowjetischen Migration nach und das Leben der postsowjetischen Migranten in Deutschland umfassend zu beschreiben. Dass es eine solche monografische Gesamtdarstellung bisher noch nicht gibt, ist nicht zuletzt der geschilderten Heterogenität des Phänomens geschuldet. Die Forschung interessierte sich bisher fast ausschließlich für die spezifischen Problemstellungen der einzelnen Gruppen. Betrachtet wurden also die russlanddeutschen Spätaussiedler und die jüdischen Kontingentflüchtlinge als je eigenständige Thematiken, die in der Forschungslandschaft tendenziell unterschiedlich verortet waren: die Spätaussiedler als Teil der Forschungen zu Geschichte, Kultur und Volkskunde der Deutschen aus dem östlichen Europa, die Kontingentflüchtlinge als Teil der Beschäftigung mit der Nachkriegsgeschichte des Judentums in Deutschland im Rahmen Jüdischer Studien.⁵

Ein zweiter Grund ist die Aufmerksamkeitsökonomie der stark von (forschungs-)politischen Interessenslagen abhängigen Migrationsforschung – unter anderem vor dem Hintergrund des immer weiter ausufernden Drittmittelwesens. Gerade für die Erforschung der russlanddeutschen Spätaussiedler gilt, dass sie vor allem solange Konjunktur hatte, wie die Integration dieser Gruppe als besonders problematisch galt. In dem Maße, in dem die Spätaussiedler als „Problemgruppe“ aus dem öffentlichen Bewusstsein verschwanden, „unsichtbar“ wurden und zunächst nach 2001 „Muslime“ und dann ab 2015 „Flüchtlinge“ zu den alles überstrahlenden Themen des Migrationsdiskurses wurden, verlor auch die Forschung zunehmend das Interesse. Dies verweist auf ein generelles Charakteristikum der Beschäftigung mit dem Thema Migration: Es ist vor allem dann von Interesse, wenn es Probleme gibt. Klaus J. Bade (2007, S. 47) kritisierte diesen Fokus auf „Konflikte und Desintegration“ einst mit dem Hinweis, dass auch „die Analyse von Verkehrsunfällen [nicht] zur Entdeckung der Regeln des ruhig flie-

5 Ausnahmen bestätigen, wie so oft, auch hier die Regel. Eine gemeinsame Betrachtung von deutscher und jüdischer Emigration aus der ehemaligen Sowjetunion und ihrer Integration in Deutschland findet sich z. B. schon bei Dietz (2000). Siehe auch Harris (2003). Gängiger waren allerdings vergleichende Untersuchungen zur Integration von Spätaussiedlern in Deutschland und postsowjetischen Juden in Israel. Siehe dazu z. B. Bade/Troen (1993), Joppke/Rosenhek (2002), Münz/Ohliger (2003). Eine Kombination dieser Perspektiven liefert ich in Panagiotidis (2019a).

ßenden Verkehrs“ führe. Besonders diese „Verkehrsunfälle“ – entwurzelte Jugendliche, erschütterte Identitäten, Gewalt, Ghettoisierungsprozesse, Arbeitslosigkeit – waren es auch, die einen großen Teil der Forschung zu den Spätaussiedlern und, wenn auch weniger dominant und mit anderen Akzentuierungen, zu den Kontingentflüchtlingen ausmachten. Nach gut drei Jahrzehnten postsowjetischer Migration in Deutschland ist es nun an der Zeit, auch den „ruhig fließenden Verkehr“ in den Blick zu nehmen.

Bei der Formulierung der Grundlagen für die gruppenübergreifende Betrachtung postsowjetischer Migration ist gleich einem möglichen Missverständnis vorzubeugen: Ziel dieses Buches ist es nicht, die bedeutenden Unterschiede zwischen den verschiedenen Migrationsgruppen zu negieren und gleichsam alle zu „Russen“ zu erklären, wie es die populäre Wahrnehmung oft tat und tut und wie es auch gegenwärtige Befürworter expansiver diasporischer Ideologien einer „russischen Welt“ (*russskij mir*) gerne hätten (vgl. Laruelle 2015). Die Unterschiede zwischen diesen verschiedenen Kategorien von Migranten sind zahlreich. Dies beginnt mit ihrer Vergangenheit in der Sowjetunion, wo sie unterschiedliche historische Erfahrungen machten und in verschiedenen Regionen und Milieus sozialisiert wurden. Verallgemeinernd gesprochen kamen die meisten Spätaussiedler aus ländlichen Regionen des asiatischen Teils der Sowjetunion (Russland jenseits des Urals und den zentralasiatischen Republiken), während die Kontingentflüchtlinge zumeist den großen Städten der europäischen Teilrepubliken entstammten (Plamper 2019, S. 263). Nach dem Zerfall der Föderation bedeutete dies, dass sie aus unterschiedlichen Staaten kamen: Neben Russland war dies im Fall vieler Spätaussiedler Kasachstan, während ein Großteil der Kontingentflüchtlinge aus der Ukraine emigrierte. Weitere Unterschiede betreffen ihre Aufnahme und ihren Rechtsstatus in Deutschland: Mit der Immigration als Spätaussiedler war der Erhalt der deutschen Staatsangehörigkeit verbunden, während Kontingentflüchtlinge zunächst Ausländer blieben. Dies ging mit unterschiedlichen diskursiven Verortungen einher: Spätaussiedler fanden Aufnahme „als Deutsche“, Kontingentflüchtlinge „als Juden“, was auch mit ihrer institutionalisierten ethnischen Einordnung im Nationalitätensystem des Vielvölkerreichs UdSSR korrespondierte.

Was spricht also für eine gemeinsame Betrachtung dieser unterschiedlichen Migrationen in einem Buch? Was macht, mit anderen Worten, das „postsowjetische“ der postsowjetischen Migration aus? Es handelt sich hierbei zunächst um geteilte geografische, historische und kulturelle Bezüge. Eine wichtige Gemeinsamkeit ist beispielsweise die gesellschaftliche und kulturelle Sozialisation in der (ehemaligen) Sowjetunion, die für alle diese Menschen in der einen oder anderen Weise prägend waren. Ohne die strapazierte Metapher vom *Homo Sovieticus* bemühen zu wollen, ist diese geteilte Sozialisationserfahrung wie auch die Erinnerung an diese Vergangenheit ein Faktor, der auch und gerade nach dem Ende der Sowjetunion und der Emigration aus dem postsowjetischen Raum Zugehörigkeit

stiftet, im positiven wie im negativen Sinne (Popkov 2010, S. 257–258). Charakteristisch für die Erfahrungen sowohl der russlanddeutschen als auch der jüdischen Diasporanationalitäten ist dabei die Koexistenz von weitgehender sprachlich-kultureller Assimilation bei fortbestehendem eigenethnischem Bewusstsein und mehr oder weniger offener gesellschaftlicher Diskriminierung. Mit der Assimilation im russisch-sowjetischen Kontext einher ging der Gebrauch der russischen Sprache als *lingua franca* des Sowjetimperiums, weswegen auch häufig von „russischsprachiger Migration“ die Rede ist – ein Begriff, der im Laufe dieses Buches zu problematisieren sein wird.

Gleichzeitig teilen postsowjetische Migranten nicht nur Aspekte der sowjetischen Vergangenheit, sondern auch und vor allem der bundesdeutschen Gegenwart und Zukunft. All diese Menschen leben jetzt in Deutschland, was einen neuen gemeinsamen Rahmen schafft, in dem ihre Zugehörigkeiten ausgehandelt werden (müssen), oft auch in Abgrenzung voneinander. Da migrantische Zugehörigkeiten nicht eins-zu-eins aus dem Herkunfts- in den Ankunftskontext übertragen werden und mithin nicht statisch sind, gilt es, die Entwicklungen der letzten Jahre und Jahrzehnte in den Blick zu nehmen. Hier erlaubt es gerade die gemeinsame Betrachtung aller postsowjetischen Migranten, die Heterogenität der oft als homogen konstruierten Großkategorien „russlanddeutsche Spätaussiedler“ und „jüdische Kontingentflüchtlinge“ zu beleuchten. Unter „den“ Spätaussiedlern wie unter „den“ Kontingentflüchtlingen gibt es Menschen mit sehr unterschiedlichen Hintergründen und sehr unterschiedlichen Lebens- und Integrationsverläufen in Deutschland. In den vergangenen ca. drei Jahrzehnten seit Beginn der großen Auswanderungen aus der ehemaligen Sowjetunion haben sich aus diesen ursprünglichen Migrationen neue Milieus und Gemeinschaften gebildet, die sich sozial ausdifferenzieren und nicht starr in den ursprünglichen Zuschreibungen als „Deutsche“ und „Juden“ verharren – auch wenn diese, das ist zu betonen, nach wie vor enorm wirkmächtig sind. In der sich pluralisierenden bundesdeutschen Migrationsgesellschaft stehen den Migrantinnen und Migranten prinzipiell ganz unterschiedliche Selbstverortungen offen: als „Deutsche“, als „Juden“, als „Russlanddeutsche“, als „jüdische Deutsche“, als „Russen“, „Russischsprachige“ und vieles mehr – Selbstverortungen, die sich nicht gegenseitig ausschließen, aber in jedem Fall die ethno-administrativen Vorgaben der sowjetischen Nationalitätennomenklatur und des bundesdeutschen Migrationsregimes aufbrechen.

Ein weiterer gemeinsamer Bezugspunkt im bundesdeutschen Kontext ist die im Vergleich zu anderen Migranten privilegierte Stellung sowohl der Spätaussiedler als auch der Kontingentflüchtlinge. Angehörige beider Kategorien hatten unverzüglichen Zugang zu einem sicheren, unbefristeten Aufenthaltsstatus (im Fall der Spätaussiedler sogar zur deutschen Staatsbürgerschaft) sowie zu umfangreichen (wenn im Laufe der 1990er Jahre auch rückläufigen) Integrationshilfen. Zugleich unterlagen sie einem zentralisierten administrativen Verfahren, wel-

ches ihre gleichmäßige Verteilung in Bund und Ländern sicherstellen sollte. Entsprechend kann man durch die vergleichende Betrachtung der Integrationsverläufe dieser Gruppen – vergleichend untereinander, aber auch mit Blick auf Migrationsgruppen mit ganz anderem Status – auch Einblicke in die Wirksamkeit aktiver Integrationspolitik und Migrationssteuerung gewinnen.

Aus dieser privilegierten Stellung ergibt sich auch eine besondere Position der postsowjetischen Migranten in der bundesdeutschen Migrationsgesellschaft. Ihre „migrationspolitische Ausnahmeposition“ sorgte zunächst für hohen öffentlichen Erwartungsdruck, lässt sie aber inzwischen als „mustergültig“, „unauffällig“ und „angepasst“ erscheinen (Klingenberg 2019, S. 151). Im hierarchisierenden bundesdeutschen Migrationsdiskurs sind sie relativ weit „oben“ angesiedelt, „sie sind als weiße und säkulare, christliche oder jüdische Migrant_innen weit weniger Rassismen ausgesetzt als Bürger_innen und Migrant_innen of Color oder als Muslim_innen klassifizierte Menschen“ (Klingenberg 2019, S. 151). Diese Position als „interne Andere“ (Klingenberg 2019, S. 151) macht die Untersuchung der stereotypen Wahrnehmungen und Vorurteilsstrukturen, denen sie unterliegen, besonders interessant. Die Herausbildung migrationsgesellschaftlicher Hierarchien zeigt sich gerade auch im Umgang mit solchen „weißen“ Migranten.

Wie zu zeigen sein wird, sind postsowjetische Migranten und ihre Nachfahren in den letzten drei Jahrzehnten in all ihrer sozialen, kulturellen, identifikatorischen und lebensweltlichen Heterogenität und vor dem Hintergrund komplexer Inklusions- und Exklusionsprozesse zu einem integralen Teil der deutschen Gesellschaft geworden. Die andauernde Suche nach einem Platz in den Hierarchien der Migrationsgesellschaft führt aber auch zu Konflikten und Konkurrenzen. Der Migrationsforscher Aladin El-Mafaalani (2018) spricht hier vom „Integrationsparadox“: Je weiter die Integration ursprünglich marginalisierter migrantischer Gruppen in die Gesellschaft voranschreitet, desto mehr Konflikte um knappe gesellschaftliche Ressourcen gibt es. Diese Konflikte finden aber nicht nur zwischen „Einheimischen“ und „Migranten“, sondern auch zwischen den mehr oder weniger etablierten und in der gesellschaftlichen Hierarchie unterschiedlich positionierten migrantischen Gruppen statt. Die in den letzten Jahren zu beobachtende Hinwendung von Teilen der postsowjetischen Migranten zur AfD, mit der sich dieses Buch auch befassen wird, ist vor dem Hintergrund dieser konflikthafter Aushandlungsprozesse zu verstehen.

Ansätze, Methoden und Quellen

Dieses Buch passt weder in disziplinäre noch in methodische Schubladen. Es ist Ergebnis der inter- bzw. transdisziplinären Beschäftigung mit dem Phänomen der postsowjetischen Migration und repräsentiert somit Migrationsforschung in

einem umfassenden Sinne. Die Studie kombiniert historische Ansätze mit Methoden der quantitativen und qualitativen Sozialforschung, die in den insgesamt acht Kapiteln zum Tragen kommen. Der Anspruch ist dabei, mit Hilfe dieser gemischten Methodik ein möglichst feinkörniges und differenziertes Bild postsowjetischen Lebens in Deutschland zu zeichnen.

Im Sinne der historischen Migrationsforschung interessiert in Kapitel 1 die Verortung der postsowjetischen Migration in der sowjetischen Geschichte und ihre Einbettung in langfristig gewachsene transnationale Netzwerke. Ohne diese Bezüge ist es nicht zu verstehen, wieso in relativ kurzer Zeit nach dem Fall des „Eisernen Vorhangs“ so viele Menschen aus der ehemaligen Sowjetunion nach Deutschland kamen. Auch der Blick auf die spezifischen staatlichen Migrationsregime, die diese Migration ermöglichten, ist historisch informiert, indem er zum einen die Entwicklung dieser rechtlichen und institutionellen Arrangements *in der* Geschichte, aber auch ihre Legitimation *durch die* Geschichte in den Blick nimmt (Kapitel 2).

Im Sinne der quantitativen Sozialforschung nimmt das Buch im weiteren Verlauf eine differenzierte statistische „Vermessung“ der postsowjetischen Migration in Deutschland vor. Dabei geht es in Kapitel 3 zum einen darum, auf Grundlage von Daten des jährlich durchgeführten Mikrozensus bestimmte übergreifende sozioökonomische Charakteristika herauszuarbeiten, die postsowjetische Migranten von anderen statistischen Bevölkerungskohorten unterscheiden. Zugleich geht es um eine Differenzierung von Kohorten innerhalb der Großgruppe, die uns Einblicke in differenzierte Integrationsverläufe der verschiedenen Migrationsgruppen erlauben. In all dem ist die Veränderung über die Zeit besonders spannend, lässt sich daran doch die Entwicklung der strukturellen Integration postsowjetischer Migranten in den letzten Jahren und Jahrzehnten nachvollziehen. Auf ähnliche Art und Weise erfolgt in Kapitel 4 die Betrachtung der postsowjetischen Migration im Raum – ihre Verteilung bzw. Konzentration im Bundesgebiet, in den Ländern und auf lokaler Ebene. Hier verwende ich Daten aus dem Zensus von 2011 wie auch aktuelle Statistiken aus einer Vielzahl unterschiedlicher Städte. Auch in der Betrachtung von Sprachgebrauch, Identifikation und Namensgebung (Kapitel 5), Stereotypen und Vorurteilen (Kapitel 6) und politischen Einstellungen (Kapitel 7) kommen quantitative Methoden zum Tragen, mit denen ich Daten aus ganz unterschiedlichen Quellen – Umfragen, Wahlstatistiken, eigene Erhebungen – aufarbeite.

Im Sinne der qualitativen Sozialforschung basiert das Buch auch auf der Analyse schriftlicher und mündlicher Quellen. Diese Methoden kommen punktuell in den Kapiteln 5, 6 und 7 und schwerpunktmäßig in Kapitel 8 zur Anwendung, wo ich die Vielfalt postsowjetischer Lebenswelten und Milieus in ihren lokalen, nationalen und transnationalen Bezügen darstelle. Meine „Informanten“ sind dabei vor allem sieben Studierende (fünf weiblich, zwei männlich) unterschiedlicher postsowjetischer Hintergründe, die ich im Rahmen meiner Tätigkeit als

Juniorprofessor für Migration und Integration der Russlanddeutschen an der Universität Osnabrück kennenlernte und im Zeitraum von August bis Oktober 2019 interviewte. Sie kommen im Verlauf des Buches immer wieder zu Wort.⁶ Vier der sieben Interviewten entstammen Spätaussiedlerfamilien aus Nordwestdeutschland und Westfalen. Elvira, zum Zeitpunkt des Interviews 25 Jahre alt, kam 1998 als Vierjährige nach Deutschland. Ihr Vater ist Russlanddeutscher, die Mutter Russin. Pascal (28) ist auch noch in Russland geboren, kam aber schon im Alter von zwei Monaten nach Deutschland. Seine beiden Eltern sind Russlanddeutsche. Nadja (26) und Thomas (24) sind schon in Deutschland geboren. Nadjas Eltern sind beide Russlanddeutsche, bei Thomas ist es nur die Mutter (wobei der Vater ihren deutschen Nachnamen angenommen hat). Zwei der interviewten Studierenden haben einen jüdischen Hintergrund. Aljona (27) kam erst 2001 mit neun Jahren als Kontingentflüchtling aus der Ukraine nach Deutschland und wuchs nahe Hannover auf. Ihr Vater ist jüdischer, die Mutter ukrainischer Herkunft. Antonie (28) wurde 1991 in Deutschland als Tochter eines deutschen Vaters ohne Migrationshintergrund und einer russisch-jüdischen Mutter geboren. Diese war allerdings nicht als Kontingentflüchtling nach Deutschland gekommen, sondern 1989 aus der Sowjetunion mit einem Touristenvisum nach England gereist, wo sie Antonies Vater kennenlernte. Ihre Kindheit und Jugend verbrachte Antonie in Ostdeutschland. Sophia (30) ist postsowjetisch-griechischer Herkunft. Geboren ist sie in Georgien und lebte in ihrer Kindheit in verschiedenen sowjetischen Nachfolgestaaten und auf Zypern, bevor sie im Alter von zehn Jahren nach Deutschland kam. Dort wuchs sie in Süddeutschland auf und kam zum Studium nach Osnabrück, wo sie inzwischen mit einem Russlanddeutschen verheiratet ist und zwei Kinder hat.

Reflexionen zur Position des Autors

Zusätzlich zu diesen und anderen Interviews, die ich im Laufe der vergangenen Jahre geführt habe und die in der Bibliografie dokumentiert sind, ist die qualitativen-lebensweltliche Perspektive dieses Buches auch durch meine eigenen biografischen Erfahrungen mit Menschen aus der ehemaligen Sowjetunion geprägt, die es hier zu reflektieren gilt. Diese begannen mit meiner Kindheit und Jugend in einer ehemaligen NATO-Siedlung im nordhessischen Korbach, in die nach 1990 viele Spätaussiedlerfamilien zogen. Straße und Spielplatz wurden zu einer Migrationsgesellschaft im Kleinen, wo die Kinder russlanddeutscher Familien auf die Kinder deutscher, serbischer, kosovo-albanischer, griechischer und polendeut-

6 Im Text werden die Zitate und Paraphrasen aus den Interviews nicht einzeln belegt. Datum und Ort der Gespräche sind in der Bibliografie aufgelistet.

scher Familien trafen. Als Lehrerin einer benachbarten Grundschule lernte meine Mutter die Eltern von Aussiedlerkindern kennen, mit allen ihren Ambitionen und Problemen. „Dort waren wir die Faschisten, hier sind wir die Russen“ – diesen Satz, mit dem viele Russlanddeutsche ihre doppelte Fremdheitserfahrung auf den Punkt bringen, hörte ich zum ersten Mal von meiner Mutter, die ihn mehr als einmal von russlanddeutschen Müttern vernommen hatte. Die Erfahrungen setzten sich in der 11. Klasse des Gymnasiums mit meiner Freundschaft mit einem neu aus Russland zugewanderten Spätaussiedler fort, dessen Fragen nach deutschen Wörtern Gegenfragen meinerseits nach russischen Wörtern provozierten. Im Zivildienst wiederum freute sich ein russlanddeutscher Mitarbeiter – wie die betreuten Personen in der Lebenshilfe-Werkstatt hießen – über meine so erworbenen Russischkenntnisse (wobei er selber sehr gut Deutsch konnte).

Nach dem Zivildienst motivierten mich ebenjene Russischkenntnisse zum Studium der osteuropäischen Geschichte in Tübingen, wo ich weitere einschlägige Bekanntschaften machte, etwa mit Dmitrij Belkin, dessen Weg als Kontingentflüchtling aus Dnepropetrovsk nach Deutschland und seine erst darauffolgende Selbstfindung als Jude einer breiteren Öffentlichkeit durch sein Buch *Germanija* bekannt wurde (Belkin 2016). Noch mehr russischsprachige Juden traf ich dann während meines einjährigen Forschungsaufenthalts in Haifa, Israel während meiner Promotion. Dort war es normal, dass jemand eine Menschengruppe, etwa an der Bushaltestelle, auf Russisch nach etwas fragte. Irgendjemand würde schon antworten können – manchmal war ich es. Solche alltagsethnografischen Beobachtungen machte ich auch in meinem langjährigen Wohnort Osnabrück immer wieder, wo russlanddeutsche Kassiererinnen im Supermarkt ein ebenso gewohnter Anblick sind wie russlanddeutsche Taxifahrer – Jobs, die übrigens auch in Haifa häufig von postsowjetischen Immigrantinnen und Immigranten ausgeübt wurden.

Durch die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Thematik im Rahmen meiner Juniorprofessur „Migration und Integration der Russlanddeutschen“ an der Universität Osnabrück lernte ich wiederum das Milieu migrantischer Selbstorganisationen aus dem Bereich der postsowjetischen Migration kennen. Dazu gehörten Aktive der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland (LmDR) und anderer russlanddeutscher Verbände, des Museums für Russlanddeutsche Kulturgeschichte in Detmold, aber auch organisierte „Russischsprachige“ aus dem Umfeld des Vereines russischsprachiger Eltern e.V. Mit all diesen Personen habe ich mehr als einmal auf Podien gesessen und diskutiert, aber auch im Rahmen von Tagungen und gemeinsamen Projekten kooperiert und so einen direkten Einblick in die Tätigkeiten und Anliegen dieser Organisationen erhalten. Durch den Kontakt zu Dmitrij Belkin wurde ich auch Teil des jüdisch-muslimischen Dialogprojekts „Schalom Aleikum“, in dessen Rahmen ich Einblicke in Stimmungen der russisch-jüdischen Gemeinschaft in Deutschland erhielt.

Diese „Alltagsethnografie“ fließt direkt oder indirekt auch in dieses Buch ein. Allerdings macht einen der alltägliche und professionelle Kontakt mit Menschen einer bestimmten Herkunft noch nicht zum „Insider“. In einem hochgradig ethnisierten Feld, wie es insbesondere die russlanddeutsche Geschichte und Gegenwart ist, ist diese Beobachtung durchaus relevant. Die Frage, wieso ich mich mit Russlanddeutschen beschäftige, obwohl ich doch selber keiner sei, wurde mir mehr als einmal gestellt (interessanterweise scheint es einleuchtender, sich als nicht-Jude mit jüdischen Themen zu befassen). Deutet die Nachfrage noch erstauntes Interesse an, gab es gelegentlich auch offene Ablehnung in dem Sinne, dass man sich doch nicht „von einem Griechen“ die eigene Geschichte erklären lasse. Auch kommt es immer wieder zu Irritationen, wenn ich Spätaussiedler in den allgemeinen Kategorien der Migrationsforschung fasse – schon die Bezeichnung „Migrant“ stößt hier z. T. auf vehemente Ablehnung, wird sie doch mit dem Begriff „Ausländer“ assoziiert.⁷ Der wütend hervorgestoßene Satz „Wir sind doch keine Türken!“ einer russlanddeutschen ZuhörerIn bei einer Tagung zu „Russlanddeutschen in einem vergleichenden Kontext“ gehört in dieser Hinsicht zu den denkwürdigsten Erfahrungen, die ich in der Beschäftigung mit dem Thema gemacht habe. Auf der anderen Seite findet sich durch die geteilte Migrationserfahrung (die in meinem Fall eher zugeschrieben als persönlich ist) manchmal eine gemeinsame Gesprächsebene: „Sie wissen ja, wie die Deutschen sind“ – auch diesen Satz habe ich von einer Russlanddeutschen an mich gerichtet gehört. Er deutet eine Vertrautheit an, die sich aus einer wahrgenommenen geteilten Distanz zur bundesdeutschen Mehrheitsgesellschaft ergibt. Meine Position in dem Untersuchungsfeld ist also gekennzeichnet durch eine gleichzeitige

7 Hierzu ist der Wikipedia-Eintrag zum Thema „Aussiedler und Spätaussiedler“ aufschlussreich: „Jannis Panagiotidis vertritt die These, dass alle aus den Nachfolgestaaten der Sowjetunion Zugezogenen ‚Migranten‘ seien, auf die die Untersuchungsmethoden angewandt werden müssten, die bei anderen Migrantengruppen (vor allem aus dem Mittelmeerraum) üblich seien. ... Die Bezeichnung Deutscher aus Russland als ‚Migranten‘ trifft bei Aussiedler-Funktionären auf Widerspruch. So meint Dietmar Schulmeister, Landesvorsitzender der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland in Nordrhein-Westfalen: ‚Russlanddeutsche sind keine Migranten‘. Die ‚Siebenbürgische Zeitung‘ begründet die Ablehnung der Bezeichnung von Aussiedlern und Spätaussiedlern als ‚Migranten‘ damit, dass mit dem Begriff fast zwangsläufig die Konnotation ‚Ausländer‘ verbunden sei. Das wesentliche Merkmal eines Menschen deutscher Volkszugehörigkeit aber sei das ‚kulturelle Selbstverständnis als Deutscher‘ bereits in seinem Herkunftsland. Der Vorgang des Wohnortwechsels über Staatsgrenzen hinweg sei im Fall der Aussiedler und Spätaussiedler eher mit der Rückkehr von Auslandsdeutschen nach Deutschland vergleichbar, die ebenfalls nicht als ‚Migration‘ betrachtet werde. Die Zeitung zitiert eine Stellungnahme der Bundeskanzlerin Angela Merkel: ‚Aussiedler und Spätaussiedler sind Deutsche und als solche von ausländischen Migranten zu unterscheiden‘.“ https://de.wikipedia.org/wiki/Aussiedler_und_Sp%C3%A4taussiedler#Migranten (Abfrage: 30.07.2020).

Nähe und Distanz, die in offiziellen Kontexten noch durch den durch meine Position vermittelten Expertenstatus beeinflusst wird.

Ziel dieses Buches ist es, differenzierte, zugleich objektive und empathische Einblicke in die Migration, Integration und Position postsowjetischer Migranten in Deutschland zu geben. Hierbei geht es auch um die Besetzung eines offenen diskursiven Feldes zwischen dramatisierten Integrationsproblemen einerseits und dem idealisierenden Topos der „auffällig unauffälligen“ Mustermigranten andererseits (vgl. Panagiotidis 2020b). Es ist ebenso banal wie wichtig zu betonen, dass die Realität stets komplexer ist als solche pauschalen Zuschreibungen. Gleichzeitig ist es mit dem pauschalen Verweis auf Komplexität nicht getan. Dieses Buch möchte einen Beitrag dazu leisten, die vielfältigen Konstellationen im Feld der postsowjetischen Migration in Deutschland genauer zu beschreiben, präziser zu analysieren und besser zu verstehen. Dabei ist auch klar, dass ein solches Einführungswerk nur der Anfang sein kann und im Zweifel mehr Fragen aufwirft als es beantwortet. More research is needed.